

DIE CHINESISCHEN SKEPTIKER

VON ALFRED FORKE

Seit Beginn dieses Jahrhunderts hat sich unsere Kenntnis der chinesischen Philosophie bedeutend erweitert. Früher wußte man nicht viel mehr, als daß es Konfuzianer und Dauisten gab. Von der Schule des Mo Di¹ hatte man kaum gehört. Nur mit den berühmtesten Philosophen des Altertums war man etwas vertraut, aus neuerer Zeit kannte man eigentlich nur die neukonfuzianische Schule und Dschu Hi². Wie dürftig unsere Kenntnisse waren, sieht man aus dem Abriß der chinesischen Philosophie im Anhang zu Deussens „Geschichte der Indischen Philosophie“. Seitdem sind auch die zehn andern alten Schulen, die es außer Konfuzianern und Dauisten gegeben hat, in den Kreis unserer Betrachtungen gezogen. Wir haben die Logiker und mit ihnen die Sophisten kennengelernt und feststellen müssen, daß die chinesische Philosophie nicht nur ein platter Materialismus gewesen ist, sondern daß auch extreme Idealisten aufgetreten sind, welche ihre europäischen Gesinnungsgenossen noch durch ihren Radikalismus übertroffen haben, und daß es auch in China nicht an Skeptikern gefehlt hat. Das Bild der chinesischen Philosophie ist dadurch ein viel reicheres geworden. Sie ist nicht so einförmig, wie es früher schien. Gerade die Skeptiker geben ihm eine besondere Note, denn sie zeigen uns, daß die Traditionsgebundenheit und der Dogmatismus des chinesischen Denkens doch ihre Grenzen haben und hier und da durchbrochen sind.

Wir müssen den Begriff Skeptiker allerdings in weitem Sinne als Zweifler und Leugner allgemein anerkannter Wahrheiten fassen und nicht in dem engeren, welchen wir aus der griechischen Philosophie kennen. Die griechischen Skeptiker gingen so weit, überhaupt die Möglichkeit der Erkenntnis zu leugnen. Das taten die chinesischen nicht, sie verwarfen und bekämpften nur die von den meisten Denkern, namentlich von den Konfuzianern, angenommenen Grundsätze, welche diese gleichsam als ewige Wahrheiten betrachteten.

Als Vorläufer der Skeptiker können der Pessimist und Sensualist Yang Dschu³, 450—380 v. Chr., und der Staatsphilosoph und Amoralist Schang Yang⁴, 400—338, gelten. Die Blütezeit der Skepsis ist in China die spätere Han-Dynastie, und ihre Hauptvertreter sind: Huan Tan⁵, ungefähr 40 v. bis 30 n. Chr., Wang Tschung, 27—97 n. Chr., und Sün Yüe⁷, 148—209 n. Chr. Ein großer Skeptiker ist Fan Dschen⁸, welcher im 5. und 6. Jahrhundert lebte. Sehr skeptisch veranlagt sind die beiden großen Dichter der Tang-Zeit, Liu Dsung-yüan⁹, 773—819, und Liu Yü-si¹⁰, 772—842, zwei Freunde, welche in gleichem Geiste philosophierten, und in neuerer Zeit Liu Gi¹¹, 1311—1375.

Die Konfuzianer betrachten den Himmel als höchstes Wesen und als Beherrscher der Welt. Oft sprechen sie von zwei Mächten, Himmel und Erde, aber meist gilt ihnen die Erde als Teil des Himmels oder des Kosmos, der sie rings umschließt. Der Himmel hat einen Körper, die Luft und die massive Himmelskugel, welche sich dreht und dadurch alle Veränderungen in der Welt

hervorruft, Tag und Nacht und die Jahreszeiten. Er läßt alle Lebewesen hervorkommen, wachsen, gedeihen und wieder vergehen. Aber der Himmel ist zugleich ein geistiges Wesen und mit den höchsten menschlichen Tugenden begabt. Er denkt, fühlt, beobachtet und regiert die Welt. Die Guten liebt er, die Bösen haßt er, die Tugendhaften belohnt er durch Glück, die Lasterhaften bestraft er durch Unglück. Das Schicksal ist der Ausdruck seines Willens.

Demgegenüber erkennt Yang Dschu keine höhere sittliche Macht an. Das Schicksal wird nur von einer blinden Naturkraft bestimmt, auf die man nicht einwirken kann.

Ähnlich lehrt Wang Tschung, daß es nur einen materiellen, aber keinen transzendenten Himmel gibt. Himmel und Erde sind nicht menschenähnlich und haben auch keinen menschenähnlichen Körper. Da ihnen alle Organe fehlen, Kopf, Augen, Ohren, Mund, Herz, so können sie auch nicht fühlen, nicht wahrnehmen, nicht denken, nicht ähnlich wie Menschen handeln. Der Himmel grollt nicht; der Donner ist nicht seine Stimme, der Blitzstrahl wird nicht absichtlich von ihm geschleudert, um die Frevler zu zerschmettern, wie die Volksmeinung ist. Auch die Gebete der Menschen hört er nicht, er ist gefühllos und gleichgültig gegen die Menschen, nur von blinden Naturkräften erfüllt, aber kein geistiges Wesen. Wenn die Menschen und die andern Geschöpfe planmäßig vom Himmel geschaffen würden, so könnte er nicht zulassen, daß sie sich alle gegenseitig bekämpfen und vernichten. Er würde den Kampf aller gegen alle nicht gestatten, sondern dafür sorgen, daß sie alle in Frieden und Eintracht miteinander lebten und sich des Lebens erfreuten.

Der Himmel handelt unbewußt und spontan, wie die Dauisten lehren, das heißt, es ist eigentlich gar kein Handeln, sondern es sind nur mechanische Bewegungen, die Drehung der Himmelskuppel und das Ausströmen der beiden Fluide Yin und Yang, Hitze und Feuchtigkeit, welche Leben hervorbringen. Der Himmel schafft auch nicht die Dinge für die Menschen, damit sie sich ihrer zur Nahrung bedienen, ebensowenig wie er die Menschen geboren werden läßt, damit sie etwa von Tigern oder Schlangen gefressen werden.

Das Schicksal hängt nicht vom Himmel ab, sondern von der menschlichen Natur, nämlich von der körperlichen und geistigen Beschaffenheit, welche den Menschen bei der Geburt verliehen werden, und von äußeren Umständen. Außerdem sollen auch die Sterne einen gewissen Einfluß ausüben. Gute und schlechte Taten können angeblich nicht auf das Schicksal einwirken.

Fan Dschen bestreitet, daß es ein göttliches Wesen, welches man Buddha genannt hat, gibt, und sucht dies dadurch zu beweisen, daß er das Fortleben der Seele und die Seelenwanderung vermöge des Karman leugnet. Die verschiedenen Schicksale der Menschen schreibt er dem Zufall zu und vergleicht das Glück in sehr drastischer Weise mit einer abgefallenen Blüte, welche vom Winde vielleicht auf das Prunkbett eines Fürsten oder auf einen Misthaufen geweht wird.

Von Liu Dsung-yüan wird die Existenz eines Schöpfers nicht direkt geleugnet, aber in Zweifel gezogen. In einem Gedicht beschreibt er eine wunder-

schöne Gegend und kommt zu dem Ergebnis, daß die Schönheit der Natur den Gedanken an einen weisen Schöpfer nahelege, aber er glaubt ihn doch nicht aufrechterhalten zu können, weil die Gegend ganz menschenleer war, die Schönheit daher von niemand genossen werden konnte und eigentlich zwecklos war. Liu Dsung-yüan spricht vom Wohlwollen und der Gerechtigkeit des Himmels, sagt aber andererseits, daß er den Menschen den moralischen Sinn spontan, aber unbewußt verliehen habe. Der Himmel kann die Klagen der Menschen nicht hören und auf ihre Geschicke keinen Einfluß ausüben. Die Verdienstvollen schaffen sich selbst ihr Glück und die Übeltäter ihr Unglück.

Nach Liu Yü-si gibt es über diese Fragen zwei entgegengesetzte Ansichten, die lichte und die düstere. Die „Tagansicht“ nimmt enge Beziehungen zwischen dem Himmel und den Menschen an. Der Himmel hört auf das Flehen der Menschen und vergibt ihnen ihre Taten. Gute Taten rufen das Glück, Unrecht das Unglück vom Himmel herab. Nach der „Nachtansicht“, für welche Liu Yü-si sich entscheidet, ist der Himmel nichts Geistiges, sondern nur der größte Körper der Welt, ein Ding, dessen Ausdehnung sich durch Zahlen darstellen läßt. Aus ihm gehen spontan die Veränderungen in der Welt und das Leben hervor, aber nicht die Sittlichkeit. Diese hat der Mensch geschaffen. Das himmlische Gesetz ist die Ungesetzlichkeit, das heißt, der Himmel kennt keine moralischen Gesetze, wenn er auch an gewisse Naturgesetze gebunden ist. Die Erwähnung des Himmels als Herrscher der Welt im Schi-ging¹² und Schu-ging¹³ soll aus Zeiten des Verfalls stammen.

Liu Gi will alle Naturvorgänge durch natürliche Ursachen, unter Umständen mit Zuhilfenahme von Instrumenten, erklären. Von Blitz und Donner gibt er eine ähnliche Erklärung wie Wang Tschung und schaltet dabei den Himmel gänzlich aus. Auch auf das Schicksal soll dieser keinen Einfluß ausüben können, denn es werde spontan vom himmlischen Fluidum verursacht.

Die Konfuzianer sehen im Himmel das höchste Wesen, den Weltgeist. Daneben gibt es aber auch noch den Erdgeist und zahlreiche Geister und Dämonen niederen Ranges. Sie unterstützen den Himmel bei der Bestimmung des Schicksals. Deshalb muß man den Himmel und die Geister durch Beten und Opfern verehren und ihren Willen durch Wahrsagen erforschen.

Die Verehrung der Götter wird von vielen Skeptikern für zwecklos gehalten. Wenn der Himmel kein göttliches Wesen ist, so hat es natürlich keinen Sinn, ihn um Hilfe anzuflehen. Huan Tan meint, daß, wer sich nur auf Gebete, Opfer und Wahrsagen verlasse und nicht selbst handele, in sein Verderben renne, und er bringt historische Beispiele dafür bei.

Als gegen die Naturgesetze verstoßend, bekämpfen die Skeptiker außer den Versuchen, durch Wahrsagen das Schicksal zu erforschen, auch die Bemühungen, durch Alchimie Gold zu erzeugen und so und durch andere Methoden Unsterblichkeit zu erlangen. Sün Yüe lehrt, daß Metalle sich nicht ineinander verwandeln lassen. Schon seit alter Zeit glaubten die Dauisten an die Möglichkeit, durch besondere Mittel das Leben verlängern zu können und zum Genius zu werden. Dagegen richteten die Skeptiker ihre Angriffe mit besonderer Schärfe.

Schon Yang Dschu hatte behauptet, daß Unsterblichkeit nicht zu erlangen und auch gar nicht wünschenswert sei. Als überzeugter Pessimist fand er das Leben wenig lebenswert und die Lebensspanne vollkommen ausreichend. Nach seiner Auffassung enthält das Leben nur wenige vollkommen glückliche Augenblicke und überwiegt das Unglück. Das ist freilich nicht die Ansicht der meisten Chinesen, welche ausgesprochene Optimisten sind, obgleich gerade ihr Volk mehr als viele andere hat erdulden müssen.

Sün Yüe erklärt, daß Geist und Körper sich zusammen entwickeln und zusammen zugrunde gehen. Es gäbe keine Genien, wie die Dauisten glauben. Durch Hygiene, vor allem durch eine besondere Atemmethode, das „Bauchatmen“, welches heute auch von unsern Ärzten empfohlen wird, könne man höchstens das Leben etwas verlängern.

Huan Tan beweist die Unmöglichkeit der Unsterblichkeit durch Analogieschlüsse, die er auf Beobachtungen und Erfahrungen stützt. Die Skeptiker, im Gegensatz zu den Konfuzianern, sind Empiriker. Huan Tan vergleicht den Geist mit der Flamme einer Kerze und einer Lampe. Wenn ein Licht ausgebrannt ist, so flammt es nicht von selbst wieder auf. Ohne das Fett der Kerze oder das Öl der Lampe kann es nicht brennen, es bedarf ihrer zu seiner Existenz; ohne Nahrung erlischt es.

Am gründlichsten ist die Frage des Fortlebens der Seele nach dem Tode von Wang Tschung behandelt. Seine Hauptargumente sind die folgenden:

Die Menschen unterscheiden sich in nichts Wesentlichem von anderen Geschöpfen. Da diese nach dem Tode nicht zu Geistern werden, warum sollte es bei den Menschen anders sein?

Wenn die Geister aller Verstorbenen weiterlebten, weshalb hat sich uns noch niemals ein solcher bemerkbar gemacht?

Vor der Geburt war der menschliche Geist ein nicht abgesonderter Teil des Urfluidums. Erst durch seine Verbindung mit dem Körper erlangte er Individualität und Bewußtsein. Nach dem Tode kehrt er in den bewußtlosen Urzustand zurück und geht wieder im Fluidum auf.

Der Geist bedarf, um seiner selbst bewußt zu werden, bestimmter körperlicher Organe. Durch die Zerstörung derselben verliert er das Bewußtsein.

Schon im Schlafe und während einer Ohnmacht hört das Bewußtsein auf. Wieviel mehr muß dies nach der Zerstörung des Körpers der Fall sein!

Durch eine Krankheit wird der Geist oft verwirrt und bewußtlos. Der Tod ist der Höhepunkt einer Krankheit. Sollte er nicht dieselbe Wirkung haben?

Fan Dschen weiß nicht so viele Gründe wie Wang Tschung für die Vernichtung der Seele anzuführen, aber seine aktualistische Auffassung derselben ist doch wohl die richtige und erklärt ihr Verschwinden auf die einfachste Weise. Geist und Körper, lehrt Fan Dschen, sind ein und dasselbe, daher gedeihen sie zusammen und gehen zusammen zugrunde. Der Körper ist die Substanz des Geistes, und der Geist ist die Betätigung des Körpers. Der Geist verhält sich zum Stoff wie die Schärfe zur Klinge, er ist nur eine Eigenschaft,

ein Attribut, eine Funktion des Körpers. Ein Attribut kann allein ohne den Gegenstand, zu dem es gehört, nicht existieren.

In der Tugendlehre weichen die Dauisten stark von den Konfuzianern ab, indem sie die einzelnen bewußt gepflegten Tugenden als Verfallserscheinungen betrachten. Die Menschen sollen tugendhaft handeln, aber das geschieht schon, wenn sie ihrer Natur entsprechend leben und wie Dau das Nichthandeln üben. Dann kommen die Tugenden von selbst zum Vorschein. Dazu ist keinerlei Anstrengung und keinerlei Reflexion erforderlich. Die bewußt geübten Tugenden schließen eine gewisse Selbstsucht ein und verlieren dadurch an Wert. Auf demselben Standpunkt steht auch Yang Dschu, der aus ähnlichen Erwägungen auch die Selbstaufopferung verbietet. Einen weiteren Schritt tut Scheng Yang, indem er die konfuzianische Moral für verderblich und schädlich für den Staat erklärt. Zu den Krebschäden, den „Läusen“ oder Parasiten, welche den Staat zerfressen, rechnet er: Sitte und Musik, Schi-ging und Schu-ging, Pflege des Guten, kindliche und brüderliche Liebe, Wohlwollen und Gerechtigkeit. Gut ist nur, was den Staat fördert, und schlecht, was ihn schädigt. Es ist besser, wenn die Bösen herrschen, da die Guten meistens zu schwach sind. Schwäche ist ein Verbrechen. Kraft und Macht sind die Säulen des Staats, vor allem die Wehrmacht.

Es ist die Überzeugung der meisten Konfuzianer, Dauisten und Mohisten, daß Tugend Glück bringt und daß die Lasterhaften durch Unglück bestraft werden, daß es also eine sittliche Weltordnung und einen Richter gibt, der sie durch Belohnungen und Strafen aufrechterhält. Die Skeptiker, vor allem Wang Tschung, haben nachzuweisen gesucht, daß dies eine Illusion ist, indem sie zahlreiche Beispiele erbrachten, wonach Schurken und Verbrecher mit Glücksgütern gesegnet und die edelsten Menschen vom Unglück verfolgt wurden. Sie zogen daraus den Schluß, daß es einen gerechten Richter nicht geben könne.

Die Skeptiker haben in China wenig Anklang gefunden. Das spricht nicht gegen die Richtigkeit ihrer Beweisführung. Die meisten von den andern Philosophen behaupteten und von den Skeptikern bestrittenen „Wahrheiten“ sind unausrottbare Wünsche des Menschenherzens, denen sich mit Logik nicht beikommen läßt. In dem ewigen Kampf zwischen Gefühl und Vernunft, Glauben und Wissen siegen fast immer das Gefühl und der Glaube. Dem kühlen Verstande fehlt die Stoßkraft des leidenschaftlichen Glaubens. Man lese, was Liang Ki-tschau¹⁴ darüber zu sagen hat, und die ernstesten Betrachtungen, welche der spanische Philosoph Unamuno in seinem Buche: „Del sentimiento tragico de la vida“ darüber anstellt.